





Werner Niederer

Weihnacht  
eines Träumers

und fünf andere Erzählungen

Grünkreuzverlag

© 2012 Grünkruzverlag, Dotzigen  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.gruinkruzverlag.com](http://www.gruinkruzverlag.com)  
Lektorat: [www.korr.ch](http://www.korr.ch)  
Herstellung: fgb Freiburg i. B.  
ISBN 978-3-95238971-3

## Inhalt

Zink und Zank	7
Weihnacht eines Träumers	117
Der Gast	153
Sechskommasiebenzwo Hektostunden	171
Aber das, sagte ich mir, beweist nichts.	202
Die Belagerung von Wyssenburg	227



## Zink und Zank

Die Sekretärin von *Swiss-TV3* hat Fred befohlen, am Abend des 24. November 2010 eine halbe Stunde vor Beginn der Sendung im Studio zu erscheinen. Er weiß, warum. Die vom Fernsehen wollen ihm das Gesicht mit Fond-de-Teint und Puder behandeln. Wie vor jedem seiner Auftritte protestiert er auch diesmal. Das gehört zu seinem Ritual, gehört zur Einstimmung in die Rolle des Profiprotestlers. Sein Widerstand ist sinnlos. Fred muss die Maskenbildnerin gewähren lassen. Während der Schminkprozedur beruhigt er sich allmählich und muss sich schließlich selbst eingestehen, dass ihm die Behandlung nicht allzu unangenehm ist. Die Maskenbildnerin ist hübsch. Sie erklärt Fred freundlich, aber dezidiert, am Fernseher dürfe man nicht ungeschminkt reden. Wie recht sie doch hat!

Die Hitze der Scheinwerfer und das Lampenfieber treiben Schweißtropfen auf Freds Stirn. Sie rinnen ihm bis über die Nase und hinterlassen im Make-up Spuren. Außer Fred und dem Moderator Alain Wyssbrod nehmen zwei weitere Personen an der Diskussion über die Verlängerung der Betriebsgenehmigung des Atomkraftwerks Märzigen teil. Fred gibt sich keiner Illusionen hin. Er weiß, dass die Einschaltquote des Mittwochabend-Talks von *Swiss-TV3* dem bescheidenen Budget entspricht, das Alain zur Verfügung hat. Er hofft aber, sein Freund Raul, ein freier Journalist mit Sachkenntnis im Bereich Umweltschutz, werde sein Versprechen halten

und für das *Berner Wochenblatt* einige Zeilen über das Streitgespräch schreiben. Er hat es mit einem Lächeln versprochen, das vieles heißen konnte: *Wenn ich Zeit habe* oder *Dir zuliebe* oder *Nützen tut es eh nichts*, oder sonst irgend etwas. Es gibt – auch in der Schweiz – tausend verschiedene Lächeln; das freundliche ist das einzige, wert, erwidert zu werden.

Alain stellt zuerst die Gesprächsteilnehmer vor: «Herr Ernst Muggentaler, Sie sind freisinniger Nationalrat und Mitglied des Verwaltungsrats der *Swiss High Voltage AG*. Natürlich sind Sie nicht bloß im Verwaltungsrat der *Märzligen*-Betreiberin *Swiss High Voltage AG*, sondern auch für zahlreiche andere Unternehmen tätig ...» Alain sagt *natürlich*, weil ihm als Medienschaffendem daran liegt, nicht in den Ruf zu geraten, Selbstverständlichkeiten als Neuigkeiten zu verkaufen. Fred lächelt, weil ihm durch den Kopf geht, Alain versuche offenbar nationalrätliche Sympathie zu gewinnen, indem er Verwaltungsräte nicht nur als Kopfnicker, sondern als *tätig* bezeichnet, als Täter. «... und ich begrüße Professor Jury Karminowsky», fährt Alain fort, «aufgewachsen in Berlin als Sohn eines russischen Besatzungsoffiziers und seit ...» – Alain schaut auf sein Zettelchen, das er in der Hand hält – «... seit sieben Jahren Leiter des *Instituts für Atomenergie der ETH Zürich ...*» «*Institut Atomenergie der ETH Zürich*», korrigiert Karminowsky bescheiden. Fred liest in Alains Gesicht, dass dieser Karminowskys Korrektur nicht verstanden hat, und erhofft sich im Russen einen Verbündeten. «... und *last, but not least*», sagt



Alain im Glauben, englische Einschüßel seien nach wie vor Fähigkeitsausweis, «... *last, but not least* haben wir hier im Studio zu Gast den Ökologen und Greenpeace-Aktivisten Fred Redwar, den wohl alle kennen.»

Fred verzichtet darauf, zu protestieren, als Aktivist bezeichnet zu werden. Er hat gelernt, solche Mikroverfälschungen stillschweigend hinzunehmen. Vor zehn Jahren hätte er noch aufbegehrt und richtiggestellt, er sei nicht Aktivist, er sei Reaktionär und würde, wenn keine aktive Zerstörung und Bedrohung der Umwelt stattfänden, brav und unauffällig gutbürgerlichem Broterwerb nachgehen ... Und mit welchem Recht sagt der Moderator «... den wohl alle kennen»? Wer kennt ihn? Er ist erst vor zwei Jahren aus den USA in die Schweiz gekommen. Seine großen Auftritte hat er in den Staaten gehabt. Und überhaupt kann von «kennen» keine Rede sein. Nicht einmal seine Frau kennt ihn. Sie weiß nicht, wie sehr er tatsächlich leidet. Auch sie hält sein Engagement für Altläre.

Der Moderator weist mit schwer interpretierbarem Lächeln, nicht unbedingt einem erwidigungswürdigen, darauf hin, Greenpeace-Aktivisten seien oft nicht zimperlich; kürzlich hätten sie wieder einen Walfänger geentert; ihre Kampfmethoden, meint Alain, passten nicht immer zur Rechtsauffassung der Schweiz, wo man auf demokratisch-politischem Weg den Konsens suche, und so weiter, und so weiter. Dann verkündet er, in der Schweiz verhindere die direkte Demokratie Protestszene, wie

man sie kürzlich im Zusammenhang mit den *Cas-tor*-Transporten gesehen habe oder auch anlässlich der Demonstrationen betreffend *Stuttgart 21*. Mit gewissem Stolz erwähnt er, in Stuttgart hätten die Aufmüpfigen «Mehr Schweiz» skandiert. «Direkte Demokratie garantiert weder sachlich noch ethisch richtige Lösungen», wirft Fred unaufgefordert ein. Der Moderator, wie immer, wenn er unterbrochen wird, leiert reflektorisch: «Wir kommen noch zu dieser Frage», obwohl Fred gar keine Frage gestellt hat.

Die Diskussion verläuft ruhiger als frühere. Muggentaler gibt zu, das Werk Märzigen gehöre zu mehr als 54 Prozent dem Konzern-Multi *MyEnerex*, betont aber stereotyp, die wirtschaftlichen Überlegungen wären dieselben, wenn das AKW einem kleineren Unternehmen gehörte. Fred bringt die Problematik der Wiederaufbereitung aufs Tapet und damit den Herrn Nationalrat ins Schwitzen, weil dieser keine Auskunft darüber geben kann, welches Mischverhältnis von Uran- und Plutoniumoxid in der Schweiz erlaubt ist. «Wir halten uns strikt an die Regeln», sagt er nur immer wieder. «Das ist ja eben das Problem, dass es keine klaren Regeln gibt», interveniert da etwas überraschend der bis dahin stumme Karminowsky mit einem Lächeln, das klar macht, dass von den Anwesenden eigentlich nur er wirklich etwas von Kernkraftwerken versteht. Alain positioniert sich in seinem Sessel neu und fragt, nun dem Experten zugewandt, mit gut gespielter Interesse: «Ja dann erklären Sie uns doch bitte, wie das ist mit der Wiederaufbereitung ...» Karmi-

nowsky formuliert einen grammatikalisch richtigen, sonst aber völlig unverständlichen Satz mit den Verben *brüten*, *vollausdampfen* und *notborieren* sowie den Substantiven *Dampfblasenkoeffizient*, *Redundanzillusion*, und *INES-Stufe 2*. Dass in dem Satz auch verschiedene *Moderatoren* vorkommen, macht den Moderator etwas nervös. Alain ist zwar ein routinierter Moderator und hat sich gut vorbereitet, aber der Umstand, dass Moderatoren mit Brennstäben interagieren, ist ihm nicht geheuer. Die wirtschaftlichen Probleme glaubt er besser zu verstehen. Irritiert mustert er die Runde: Wer oder was sind hier die Brennstäbe? Für Moderator Alain ist Fred ein Brennstab, und dessen Zwischenrufe wie «Restrisiko!», «Eben!» und «Was denn sonst!» sind Neutronen, die er als Moderator abbremsen sollte.

Karminowsky gibt zu bedenken, der schweizerische Abbrandrekord von 105 Gigawatttagen pro Tonne sei zwar erfreulich, aber doch ein zweischneidiges Schwert. Mit dieser Information können offensichtlich weder der Greenpeace-Vertreter noch der Nationalrat viel anfangen. Darum sagt Fred, obschon er sich fest vorgenommen hat, Tschernobyl nicht zu erwähnen, das Restrisiko könne man ebenso wenig wegdiskutieren wie die ukrainische Havarie. Sofort deklamiert Muggentaler in Musterschülerart die Liste der zusätzlichen Sicherheiten westeuropäischer AKWs gegenüber den veralteten osteuropäischen Pfui-AKWs und fügt bei, selbst wenn es denn einmal zu einem der ganz unwahrscheinlichen, aber dauernd angedrohten Supergaus käme, was völlig unmöglich

sei, wäre dies eine geringere Gefährdung als ein Vulkanausbruch; die Sperrzone um Tschernobyl habe sich in den vergangenen vierundzwanzig Jahren zu einem Naturparadies gemausert, wo Elch und Wolf einander gute Nacht sagen; und in der Geisterstadt *Prypjat* würden Wildpferde grasen, die in ihrer eigentlichen Heimat, in Zentralasien, vom Aussterben bedroht seien. Letzteres bringt Muggentaler mit triumphierendem Schielen zum Greenpeace-Aktivisten vor. Dieser, nicht faul, kontert, die Katastrophe von Tschernobyl sei höchstens in den Köpfen der Medienschaffenden überwunden beziehungsweise geschwunden; in Wirklichkeit sei das Problem *überhaupt nicht* gelöst. Gewiss, das Problem werde sich ganz von selbst lösen, sagt Fred sarkastisch, aber leider erst in vierundzwanzigtausend Jahren, und zwar gerade mal zur Hälfte. Das Problem sei also, in menschlichen Dimensionen gesprochen, ganz grundsätzlich nicht lösbar. Man habe in Tschernobyl die durchgeschmolzenen 180 Tonnen Radioaktivität lediglich in ein Betongehäuse eingeschlossen, rund 100 Meter hoch, 200 Meter lang. Der Eisenbetonklotz werde zynisch Sarkophag genannt. Irgendwann einmal aber werde die Radioaktivität, die dort schlummere, wie Dracula um Mitternacht dem Grab entsteigen. Karminowsky nickt mit besorgter Miene. Der Nationalrat fragt spöttisch: «Glauben Sie, ihr Vampirgespenst könne durch drei Meter dicke Mauern schlüpfen?» Fred entgegnet, eine zweite Hülle sei bereits im Bau, weil die erste undicht geworden ist. Außerdem gebe es Flugzeugabstürze, terroristische Anschläge, Erdbeben ... «Erdbeben in der Ukraine? Da muss ich la-

chen!», fällt der Nationalrat dem Aktivisten ins Wort. Der Moderator sagt weise, nichts sei unmöglich, auch der Micagneis von Olkiluoto sei Bestandteil der auf flüssiger Lava schwimmenden Erdkruste; tektonische Verschiebungen gebe es überall, vielleicht morgen, vielleicht in tausend Jahren ... «Die Entsorgungstechnik wird in dieser Zeit ja wohl nicht stehen bleiben», höhnt der Nationalrat, als hätte er nur das eine *vielleicht* des Moderators gehört.

Trotz einigen aggressiven Wellen löst sich die Gesprächsrunde relativ friedlich auf. Bei den mageren FDP-Argumenten ist es für Fred leicht gewesen, zu punkten. Jedenfalls tritt der Ökologe mit Yale-Abschluss ziemlich zufrieden den Heimweg an. Er wohnt wie auch schon in Connecticut auf dem Lande. Im Emmental hat er ein sogenanntes *Stöckli* mieten können, das ist eine bescheidene Bauernhausdependance, ursprünglich gedacht als Bleibe für gealterte Bauernehepaare, wenn sie den Hof dem Sohn übergeben haben. Ein *Stöckli* besteht meistens nur aus einem oberen Schlafraum und einem unteren Stübchen. Nach dem Krieg wurden viele *Stöckli* sanitär aufgerüstet, weil die Jungen den Eltern nicht mehr zumuten wollten, sich draußen am Brunnen zu waschen und die Latrine im Hauptgebäude zu benutzen.

Das *Stöckli*, in dem Fred lebt, gehört dem Bauern Bruno Hugentobler. Es ist 1965 saniert worden, als Brunos Eltern einziehen wollten. Die Eltern leben zwar immer noch, aber seit zehn Jahren im elf Kilometer entfernten

Worb, genauer im Pflegeheim neben dem Einkaufszentrum. Der Sohn konnte sie nicht im Stöckli behalten und betreuen, weil er den Hof alleine bewirtschaften muss. Von seiner thailändischen Frau liess er sich nach sechs leidvollen Jahren wieder scheiden. Die Thailänderin lebt jetzt in der Stadt, wovon, ist nicht ganz klar. Knechte und Mägde aber gibt es nicht mehr in der schweizerischen Landwirtschaft. So ist verständlich, dass Bruno die Eltern ins Heim weggeben musste. Er wurde einsam. Nun ist er froh, Mieter gefunden zu haben. Allmonatlich bringt er den Eltern den Mietzins. Dieser steht ihnen ja auch zu, doch überreicht er ihn jeweils diskret als Geschenk, weil sonst das Sozialamt den Beitrag an die Pflegeheimkosten neu berechnet.

Brunos Stöckli bietet keinen Luxus. Dafür Blick auf ein fünfzig mal sieben Meter großes Ried, das unter Naturschutz steht. Im Sommer spendet eine fünfundsiebzehnjährige Linde der Sitzbank vor dem Haus Schatten. In diesem Jahr werden viele Linden im Emmental fünfundsiebzehnjährig. Friedenslinden. Bis Ende Oktober haben Geranien die Fenstersimse des Stöcklis geschmückt. Das war nicht Freds, sondern Shirleys Verdienst. Sie ist seit fünf Jahren seine Frau.

Freds Mutter ist in der Stadt Bern aufgewachsen und ist eine gebürtige Äschbacher. Sie figurierte in den Siebzigerjahren im mittleren Bereich der Weltrangliste der Tennisspielerinnen. In New York ist sie an Tim Redwar, dem damaligen Organisator der US Open, hängen geblieben.

Zurzeit wohnt sie in New York. Aus der Tatsache, dass Fred nicht nur Deutsch und Englisch, sondern auch Berndeutsch akzentfrei beherrscht, kann man schließen, dass er einige Jahre seiner Jugend in Bern verbracht haben muss. Tatsächlich arbeitete sein Vater von 1980 bis 1988 als Kulturattaché der US-Botschaft in Bern. Es gibt Tausende von Schweizerpassbesitzern, die von den vier Schweizer Landessprachen keine Ahnung haben, geschweige denn von den lokalen Dialekten. Aber es gibt nur sehr wenige Erdenbürger, die *keinen* Schweizerpass besitzen und doch die Berner Mundart beherrschen. Zu dieser *Species rara* gehört Fred.

Seinen Lebensunterhalt verdient er mit drei Teilzeitjobs: Einen Tag in der Woche ist er Assistent an der Universität Bern bei Professor Wanzenried, der 1995 während eines Semesters eine Gastvorlesung an der *Yale University* halten durfte. Damals hat er den Studenten Fred kennengelernt. Außerdem ist Fred Mitarbeiter der Redaktion von *National Geographic* und drittens noch Sekretär der westeuropäischen *Greenpeace*-Sektion. Das sind nicht sehr lukrative Jobs. Shirley hilft wesentlich mit, den Haushalt zu finanzieren. Wanzenried hat ihr eine Fünfzigprozentstelle an der Universität vermittelt. Sie arbeitet in der Kanzlei am Immatrikulationsschalter. «Dort stört es am wenigsten, dass du nur Englisch sprichst», hat Wanzenried lachend erklärt, «Studenten, die nicht Englisch sprechen, wollen wir ohnehin nicht an der Uni.» Shirley hat sich am Arbeitsplatz gut eingelebt und geht oft mit Vreni in die Uni-Kantine lunchen. Sie ist froh,

diesen Job bekommen zu haben. Nicht nur wegen des Geldes.

Fred verlässt das Fernsehstudio in Bern um zweiundzwanzig Uhr. Er fährt mit der Bahn bis Trubschachen. Dort hat er sein greenpeacegrün gestrichenes Fahrrad abgestellt. Es nieselt. Zum Glück hat er seinen Regenschutz mitgenommen. Er radelt ein Seitental aufwärts und erreicht kurz nach Mitternacht den dunkel schlafenden Weiler Obersepplikofen. Die unbeleuchtete Straße endet beim Hof, dessen Stöckli er mit Shirley bewohnt. Weiter hinten im Tal gibt es nur noch Feldwege. Die Linde vor dem Stöckli hat an diesem Novembertag ihre letzten Blätter abgeworfen. Es kommt Fred vor, als warte sie nun mit zum Himmel gereckten Armen und geschlossenen Augen auf das Vorüberziehen des Winters. Fred stellt das Rad an der Hausseite unter dem vorspringenden Dach ab. Bevor er zur Haustür geht, bleibt er kurz stehen und schaut sich um. Obschon sich der Mond hinter den Wolken verbirgt, erkennt er, dass die umliegenden Hügelkuppen schimmernde Schneekappen tragen. Das Riesel des Regens wird Bestandteil der Stille, wie auch das seufzende Schnaufen, das ab und zu vom Stall her vernehmbar ist.

Fred schließt die Türe auf. Sofort ist Gaudi da. Der zottig zerzauste Hund, der sonst jeden anbellt, der sich dem Haus nähert, begrüßt Fred lautlos wedelnd. Nur zwei-, dreimal muss er vor Freude niesen. Fred tätschelt ihn und entledigt sich dann seines grauen Radfahrer-Regen-



schutzes. Er schüttelt das Regenwasser von dem einseitig gummierten Stoff und verstaut ihn im Schrank. Shirley ist schon im Bett und hat die Petroleumlampe gelöscht. In Freds Haus gibt es keine Glühbirnen. Selbstverständlich hat das Haus schon eine Stromversorgung. Auch Fred könnte ohne Strom nicht existieren. Oder, besser gesagt, funktionieren. Fred fröstelt. Die Heizung bleibt in der Nacht ausgeschaltet. Tagsüber setzt sie erst bei siebzehn Grad ein. Fred entkleidet sich im Dunkeln. Der Pyjama ist eiskalt. Fred freut sich auf die Wärme seiner Frau. Vorsichtig schlüpft er unter die Decke, um sie nicht zu wecken.

Sie erwacht dennoch und stöhnt im Halbschlaf: «War's gut?»

«Hast du die Diskussion nicht mitverfolgt?», flüstert Fred erstaunt.

«Ich war so müde. Ich hab's versucht. Ich komm einfach nicht zurecht mit dem Fernsehen übers Internet.»

«Ich erklär's dir morgen nochmals. Gute Nacht.» Er versucht sie zu küssen, trifft aber bloß die Schulter.

«Du hast übrigens eine E-Mail mit Ausrufezeichen in deiner Greenpeace-Mailbox.»

«Schlaf gut!», murmelt Fred, ohne nach dem Absender zu fragen. Er kuschelt sich an seine Frau und schläft schneller ein als sie. Shirley hat schon um neun Uhr Mühe gehabt, einzuschlafen. Sie war beunruhigt. Sie glaubt an ihren siebenten Sinn, und der sagte, eine E-Mail aus Saint John's mit Ausrufezeichen verheißt nichts Gutes. Vielleicht aber war es auch nur wegen Joe, dass sie keinen Schlaf fand.

Am nächsten Tag, noch vor dem Morgengrauen, tischt Fred den Kaffee auf, den er in der improvisierten Küchennische zubereitet hat. Stöckli haben keine Küche. Früher, als diese Dependancen noch ihren eigentlichen Zweck erfüllten, war es selbstverständlich, dass die ganze Wohngemeinschaft eines Bauernhofes nach dem Melken am selben Tisch im Hauptgebäude frühstückte. Fred hat mit Hugentoblers Erlaubnis bei der Waschnische im Schlafzimmer die Wasserleitung angezapft und mit einem Gartenschlauch in das Stübchen geführt, wo nun auf einem hüfthohen Büchergestell eine elektrische Kochplatte und einige Pfannen und Geschirr herumstehen. Das Abwasserproblem hat Fred mit einem weiteren Stück Schlauch gelöst, der einen am Büchergestell festgenagelten großen Plastiktrichter mit der Toilette verbindet.

«Regnet es?», fragt Shirley und trinkt etwas Kaffee, vorsichtig schlürfend, weil er noch heiß ist.

Fred öffnet das Fenster einen Spalt weit und horcht. «Ja, es regnet.»

«Mein Regenschutz hat ein Loch. Ich bin am Stacheldraht hängen geblieben. Kann ich deinen benutzen? Du musst ja heute nicht nach Bern.»

«Aber ich muss mit Gaudi raus.»

«Du könntest doch meinen Regenschutz flicken und ihn dann benutzen.»

«Womit denn flicken? Ich wüsste nicht, wie.»

«Das heißt also nein?»

Fred sagt nichts.

«Gut, dann eben nein. Ich bin allerdings auf dem Fahrrad weit mehr dem Regen ausgesetzt als du mit Gaudi im Wald, finde ich.»

Fred schweigt.

«Weißt du, Fred, ich habe langsam genug von diesem alternativen Leben. Ich bin ja gewiss nicht eine Frau, die jeden Morgen eine Viertelstunde lang warm duschen muss. Ich bin genügsam. Auch was die gesellschaftlichen Bedürfnisse betrifft. Ich habe nette Kolleginnen in der Kanzlei ...» Während Shirley dies sagt, holt sie sich ihren Regenschutz aus dem Schrank. Er hat seitlich einen großen Triangelriss. «... Alle in Bern sind liebenswürdig mit mir und ich beklage mich nicht, dass es uns nicht möglich gewesen ist, Vrenis Einladungen anzunehmen, weil wir nicht mobil sind. Und jemanden einzuladen, ist noch weniger möglich mit diesem Haushalt ...» Shirley macht eine wegwerfende Handbewegung in Richtung Büchergestell.

«Da, nimm meinen Regenschutz», zischt Fred verärgert, zerrt diesen aus dem Schrank und hält ihn Shirley etwas allzu nahe unter die Nase. Sie schaut ihren Mann befreudet an und nimmt den Überwurf langsam entgegen. Der Routinekuss an der Tür ist unversöhnlich.

Fred setzt sich mit seiner Tasse in den Lehnstuhl beim Fenster und starrt in die Dunkelheit. Vor einem Monat noch hat er um diese Tageszeit und in diesem Lehnstuhl den Blick hinaus übers Ried genossen, den Blick auf die goldgelb in der aufgehenden Morgensonne leuchtenden

Kronen der Birken, auf das Wollgras und die zarten Nebelschwaden, auf das Schilf beim kleinen Weiher, und ringsherum die von herbstlich verfärbten Wäldern geschmückten Hügel. Ich muss nur warten, sagt sich Fred, in einer Stunde ist alles wieder da. Er nimmt einen Schluck aus seiner Tasse. Der Kaffee ist lauwarm. Gaudi legt seine Schnauze auf Freds Oberschenkel. Das tröstet ein wenig, nicht viel.

In der Tagesdämmerung hört Fred, wie Hugentobler seinen Traktor mit Getöse aus der Scheune fährt, um den Jauchewagen anzuhängen. Fred erinnert sich, wie letztes Jahr im November der Boden zwischen dem Stöckli und den Stallungen ausgesehen hat. Er wird Gaudi bis hinauf zum Waldweg tragen müssen, damit der Hund nicht dreckig wird wie ein Schwein beim Suhlen.

Da der Tag keine Anstalten macht, wirklich richtig zu beginnen, setzt sich Fred an den PC, der die Ehre hat, einen Platz in der dunkelsten Ecke des Stübchens bekommen zu haben. Die von Shirley erwähnte E-Mail ist, wie Fred vermutet hat, von Marco Fratelli, einem Studienfreund aus der Yale-Zeit, den es nach Neufundland verschlagen hat. Zurzeit arbeitet Marco an einem kanadischen Forschungsprojekt über die Dezimierung der Meeressäugerpopulationen. Er ist leidenschaftlicher Taucher und hat sich schon immer für Wale begeistert. Fred erinnert sich, wie enttäuscht Marco war, als ihm der Professor als Abschlussarbeit das Thema *Bergbau und Umwelt* zugeteilt hat. Nun hat er sich seinen Traum erfüllt und

Walbeobachtung zu seinem Beruf gemacht. Daneben leitet er die Greenpeace-Sektion Ostkanada und war, bis jene Geschichte mit der Verleumdungsklage losging, sogar im Vorstand des panamerikanischen Dachverbandes. Seine E-Mail, natürlich auf Englisch, lautet:

Hi Fred! Geht's gut? Hör mal, wir haben hier ein Problem an der Ostküste der *Long Range Mountains*. Du hast doch deine Abschlussarbeit über Kadmium gemacht und hast sicher noch die Liste der Kollegen, die auf diesem Gebiet arbeiten. Wäre es dir möglich, die Kadmiumbelastungen der Salme in Erfahrung zu bringen? Ich meine weltweit an den verschiedenen Fischereistandorten. Den Kadmiumsündern können wir nur über die Laboratorien der amtlichen Nahrungsmittelkontrolle zu Leibe rücken. Es besteht Verdacht auf Verklappung. Gruß! Marco

Aus Rücksicht auf Leser, die vielleicht nicht Ökologie studiert haben, sei bemerkt: *Verklappung* bedeutet Entsorgen von Abfällen ins Meer durch Schiffe, die dazu mit Klappen ausgerüstet sind.

Fred kennt Marco. Marco würde nicht von Verdacht sprechen, wenn er nicht schon Beweise in der Hand hätte. Als Erstes gibt Fred seinem PC den Suchbefehl *Cd analysis lab* ein und stellt zwei Sekunden später befriedigt fest, dass dreiundzwanzig Dateien gefunden wurden, unter anderem auch eine cc-Liste mit hundertzweiunddreißig global verstreuten Adressen. Dann dauert es noch

genau zwanzig Onlineminuten, bis Fred herausgefunden hat, dass Kadmium vor allem im Klärschlamm von Zink-Minen ein Problem darstellt, dass gemäß Rohstoffcharts der Zinkpreis im März 2008 auffällig volatil war und dass Ende Februar desselben Jahres erstmals und fast gleichzeitig das *Wall Street Journal* und die britische *Financial Times* die Entdeckung der riesigen chinesischen *Yongfeng*-Zinkblendenlager erwähnt hatten. Ein halbes Dutzend Mausclicks später hat Fred die chinesische Art der Klärschlamm Entsorgung geklärt: Die Asiaten haben riesige Sickergrubenbecken gebaut, sogenannte *tailing ponds*, die zurzeit, zwei Jahre nach der Inbetriebnahme der ersten Hütte, zu zehn Prozent gefüllt sind.

Mit Tagesanbruch setzt sich Gaudi ostentativ vor Fred hin und erinnert mit gelegentlichem, leisem Winseln daran, dass es nun Zeit sei für den Morgenspaziergang. Gaudi ist die einzige Anschaffung, welcher Fred ohne vorherige Ökobilanz zugestimmt hat. Die ersten vier Tage der Woche arbeitet Fred zu Hause und ist für Gaudi verantwortlich. Am Freitag arbeitet er für Professor Wanzenried und Shirley hütet den Hund. Am Wochenende ist die «Familie» vereint beieinander. Gaudi winselt nochmals. Fred will den Freund nicht warten lassen. «Ja, Gaudi, ja, wir gehen ja gleich. Ich muss nur noch ganz schnell nachschauen, ob es auf Neufundland Zink gibt ...», beruhigend kraut Fred mit der Linken seinen Freund hinterm Ohr, während er mit der Rechten *Zinc Newfoundland* ergoogelt. «Nix!», flüstert er enttäuscht. Er versucht es mit Blei. Und siehe da: Blei wird seit

1567 in der Nähe von Saint John's abgebaut. «Wo es Blei gibt, gibt es auch Zink», erklärt Fred seinem Freund und erhebt sich zu dessen Freude, die sich in einer Verdoppelung der Wedelfrequenz äußert.

Fred zieht seine Stiefel an und trägt Gaudi durch Güllenbrühe und Schlamm hinauf zum Waldrand. Es regnet noch immer Bindfäden. An den Hängen lagern Nebelschwaden. Die Hügelkuppen, auf denen Fred in der Nacht Schnee bemerkt hat, sind in der dunkelgrauen Wolkendecke verschwunden. Hugentobler ist mit dem Jauchewagen schon unten auf der Talgrundmatte und winkt zum Gruß hinauf. Welch ein Beruf, denkt Fred und weiß selbst nicht, ob mit Abscheu oder mit Bewunderung. Was würde Hugentobler antworten, wenn er ihn fragte, was Methan ist? Manchmal spürt Fred eine einsame Wut in sich. Vielleicht hätte er nicht Ökologie studieren sollen. Vielleicht Kunstgeschichte. Da lernt man, was die Menschen an Schönem hervorgebracht haben. Aber er hat nun mal Ökologie studiert und weiß unwiderruflich, was die Menschen falsch gemacht haben, was sie immer noch falsch machen. Er weiß, wie unbelehrbar sie sind. Dieses unbequeme Wissen gehört zu seinem Beruf. Er kann es am Sonntag nicht abschalten wie Hugentobler seinen Traktor. Aber wenigstens darf er von sich sagen, dass er die Zusammenhänge nicht nur versteht, sondern auch die Konsequenzen daraus zieht. Nicht nur beruflich, auch privat. Joe hat nur gelacht, als Fred gesagt hat, er *rede* nicht nur von Ökologie, er *lebe* auch danach. «Aha, du bist der einzige Unschuldige auf der Welt», hat

Joe gespottet, und Fred hat etwas verärgert geantwortet: «Habe ich das behauptet? Es gibt Tausende, die es eingesehen haben und danach leben. Aber leider gibt es nicht Tausende, sondern Milliarden, die es wissen, aber nichts davon wissen wollen.»

Es ist eine beklemmende, depressive Wut, die Freds Herz bedrückt. Etwas ist krank in ihm. Aber er kennt kein Heilmittel. Und will auch gar kein Heilmittel kennen. Manchmal sagt er sich: Ach was! Seit Jahrtausenden verändern die Menschen ihre Umwelt, warum rege ich mich auf? Der Mensch verändert seine Umwelt. Teils zum Guten, teils zum Schlechten, in der Bilanz vermutlich seit der Steinzeit etwa ausgeglichen. Auch die Höhlenbewohner hatten nicht nur Ängste, sie hatten auch ihre Glücksmomente. Und noch im gleichen Gedankengang wirft sich Fred selbst vor: So reden die Ignoranten. Denn alles Bisherige ist nicht zu vergleichen mit dem, was heute abläuft! Das ist nur vergleichbar mit dem Chicxulub-Impakt, der die Saurier von der Erde fegte. Was heute abläuft, lässt erschauern, lähmt, macht handlungsunfähig. Wir erstarren vor dem Gedanken, die friedlich-bequemen Tage unseres Lebensstils, den wir hochzivilisiert zu nennen pflegen, seien gezählt. Gebannt starren wir auf unsern Untergang. Bewegungslos, von der Schlange hypnotisiert.

Fred hebt einen dünnen Ast vom Boden auf und wirft ihn etwa fünfzehn Meter den Weg voraus. Gaudi apportiert etwas lustlos. Oben auf dem Hügel bei den großen Bu-



chen kehren sie um, einig, dass Wandern im kalten Regen wenig Vergnügen bereitet. «Siehst du, Gaudi», sagt Fred grimmig, «diese Buchen sind ausgewachsen. Man sollte sie längst schon fällen. Sie sehen zwar ganz hübsch aus. Aber jüngere, noch wachsende Buchen assimilieren pro Quadratmeter viel mehr CO<sub>2</sub>.»

Die beiden gehen zurück, den Hügel hinunter. Fred ergänzt seine Erklärungen an Gaudi: «Natürlich darf man die gefälltten Buchen nicht verbrennen. Aber man könnte Möbel daraus machen ... – ja, ich weiß, Gaudi, ich weiß: Die Sägerei braucht Strom, und der Tischler will auch nicht mehr von Hand hobeln ... Also gut, lassen wir die alten Buchen stehen.»

Für das Wegstück vom Wald zum Hof nimmt Fred seinen Freund wieder auf die Arme. Trotzdem muss er mit dem Wasserschlauch, der bei der Stalltür zum Reinigen der Milchessel bereitliegt, Gaudis Beine abspritzen. Dann trägt er ihn bis zum Stöckli. Die verschlammten Stiefel lässt er vor der Haustür. Er friert und konsultiert das Stubenthermometer. Es zeigt 17,1 Grad. Fred widersteht der Versuchung, die elektrische Heizung etwas höher einzustellen. 17,1 ist nicht 17,0. Er zieht einen zweiten Pullover an und lächelt etwas bitter, weil er daran denken muss, wie Shirley gesagt hat, das sei ja schizophren: zu frieren, um nicht mitschuldig zu werden an der Klimaerwärmung! Statt den Scherz als solchen hinzunehmen, hat sich Fred ereifert und in Anwesenheit von Joe ziemlich grob zurückgegeben: «Wenn es nach dir

ginge, wäre Umweltschutz nicht mehr wert als Kaffeekränzchengeschwätz. Du rechnest mir vor, der Personentransportkilometer koste bei der Bahn mehr Joule als im Privatverkehr, ohne zu überlegen, dass dies nur wegen der unterbesetzten Zugfahrten so ist, die Unterbesetzung aber Folge des Individualverkehrs. Aber das ist eben Frauenlogik! Und als ich entschieden habe, eine Wasserleitung aus Kunststoff zu installieren, da wolltest du unbedingt ein Kupferrohr mit der absurden Begründung, Plastik an der Holzwand verletze dein ästhetisches Empfinden! Mein Gott, wie kannst du nur so verantwortungslosen Unsinn quatschen! Dabei weiß nachgerade jedes Kind, wie umweltbelastend die Kupferherstellung ist! Zweihundert Kilowattstunden pro Tonne, Erzgewinnung und Flottation nicht einmal mitgerechnet!»

Fred setzt sich wieder an seinen Computer, steht aber gleich wieder auf und holt sich noch eine Jacke aus dem Kleiderschrank. Werde ich krank?, fragt er sich. Normalerweise friert er nicht bei 17 Grad. Dann schreibt er den Rundbrief und verschickt ihn an alle 132 Adressaten:

Hi all of you! Vielleicht erinnert ihr euch an meine Abschlussarbeit von 2003 an der Yale-University über Kadmium in pflanzlichen Nahrungsmitteln. Ihr alle (oder fast alle) habt mir damals tüchtig geholfen, die Rohdaten zu meiner Arbeit zusammenzutragen. Eine Zusammenfassung der Arbeit ist in *Science*, Heft 7/04, publiziert worden. Nun gelange ich erneut mit einer Bitte an euch. Diesmal interessieren mich

nicht die aus dem Ackerbau gewonnenen Nahrungsmittel, sondern Fische, insbesondere der Lachs im Meer und in Flüssen. Selbstverständlich werde ich euch über die Resultate auf dem Laufenden halten und euch, wie letztes Mal, bei einer allfälligen Publikation als Koautoren aufführen. Das hilft allemal beim Beantragen von Subventionen ...

Best regards! Fred

Als Nächstes öffnet Fred eine E-Mail, die während seines Spaziergangs angekommen ist. Darin bittet ein Greenpeace-Sympathisant um Hilfe bei der Organisation einer Protestkundgebung gegen die Rodung von dreihundertsiebzigttausend Quadratmeter Mischwald im Zusammenhang mit der Umfahrung Farniswil bei Zürich. Zunächst will sich Fred informieren, um was für ein Straßenbauprojekt es sich handelt. Greenpeace schuldet seinen Sympathisanten, vor allem jenen, deren Sympathie bis zu Spenden reicht, ein gewisses Interesse für deren Sorgen. Google führt ausnahmsweise nicht sofort zum Ziel. Mit Yahoo benötigt er sieben Mausclicks, bis er die vom *Zürcher Wochenblatt* publizierten und kommentierten Pläne auf dem Bildschirm hat. Fred hat natürlich schon dutzendfach Diskussionen beziehungsweise E-Mail-Korrespondenzen mit Greenpeace-Leuten über Sinn und Unsinn von Umfahrungen geführt, sogar einmal mit Andy Wattworth, dem Präsidenten des Dachverbandes. Fred gehört zu den Hardlinern, welche immer und immer wieder auf die bekannten Statistiken hinweisen, die unbestreitbar zeigen, dass jede Maßnahme, die

den Straßenverkehr erleichtert, diesen auch vermehrt. «Für Autofahrer gibt es nur zwei Gründe, auf individuelle Mobilität zu verzichten», pflegt Fred jeweils zu verkünden, «Geld und Stau. Es nützt rein gar nichts, den Autofahrern ins Gewissen zu reden, sie sollten weniger herumfahren, nachdem allgemein bekannt geworden ist, dass der private Individualverkehr nur acht Prozent der anthropogenen CO<sub>2</sub>-Produktion ausmacht. Wenn der Staat versucht, über Benzinsteuern und Straßengebühren den Individualverkehr zu vermindern, so schreit das Volk auf. Also bleibt als Regulativ nur der Stau. Stau wird als Schicksal hingenommen. Aus dieser Warte wäre es erstrebenswert, den flaschenhalsverursachenden Autobahnböschungspflegern pro Kilometer nicht eine Stunde, sondern zehn Tage einzuräumen.»

Fred überlegt eine Weile hin und her, was er dem Sympathisanten in Farniswil antworten soll. Er entschließt sich für die vom Dachverband ausgearbeitete *standard-4-answer*, nicht zuletzt darum, weil er diese Antwort schon für eine frühere Anwendung ins Deutsche übersetzt und im PC gespeichert hat. Er kopiert *standard-4-dt* in eine Response-E-Mail:

Sehr geehrter Herr ... (*hier setzt Fred den Namen des Farniswilers ein*)

Wir freuen uns, dass Sie sich für die Verhinderung des von Ihnen beschriebenen Projekts einsetzen. Auch wenn Ihr Protest die Ausführung des Projekts nicht wird verhindern können, sind Ihre Kundgebun-

gen wertvoll und dienen einer guten Sache. Greenpeace ist in vielen ähnlichen Fällen den Initianten der Protestbewegungen mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Leider ist es nun aber so, dass unser Programm für ... (*hier setzt Fred «2010/2011» ein*) schon völlig überfüllt ist, nicht nur betreffend Termine, sondern auch betreffend Finanzen. Gerne hätten wir Ihnen eine positivere Antwort gegeben. Wir wünschen Ihrem idealistische Einsatz viel Erfolg und verbleiben mit freundlichen Grüßen

Greenpeace-Sektion ... (*hier setzt Fred «Westeuropa» ein, dann folgen vier Zeilenabstände, Platz für die Unterschrift und darunter fast das Wichtigste:*)

PS.: Falls Sie Greenpeace unterstützen möchten, können Sie Ihre Spende einzahlen auf IBAN ...

Fred kopiert die IBAN-Nummer aus der Desktopdatei *BankingData.txt*. Weil er nun schon mal dabei ist, an Finanzen zu denken, loggt er sich bei *United Credit Institutes* ein. Mit Befriedigung stellt er fest, dass in der vergangenen Woche fünf Spenden über 1000 Franken eingegangen sind, vier davon aus Ländern an der Nordseeküste, natürlich in Euro, die aber gemäß Freds Anweisungen sofort in Franken gewechselt wurden. Die fünfte Einzahlung stammte vom Farniswiler, dem er soeben *standard-4* geschickt hat. Fred knurrt. Gaudi, der die Schnauze auf die linke Vorderpfote gelegt hat, hebt den Kopf und spitzt die Ohren. Fred zögert. Die vier Eurozahlungen bekommen *standard-2*, luxuriös auf Greenpeace-Briefpapier ausgedruckt und per Post, das war klar.

Was aber soll er nach Farniswil schicken? *Standard-2* per Briefpost oder eine zweite E-Mail-Response? Er entscheidet sich für Ersteres. Beim fünffachen Ausdrucken von *standard-2* – zwei auf Englisch, zwei auf Französisch und für den Schweizer ein Exemplar auf Deutsch – wird Gaudi klar, dass ein Aufbruch naht. Er steht auf, setzt sich vor Fred hin und beobachtet aufmerksam jede Bewegung seines Meisters. Dieser schaut zum Fenster hinaus. Es hat aufgehört zu regnen. Also verzichtete er darauf, das Rad zu benützen, damit Gaudi ihn die fünf Kilometer bis zur Post Trubschachen begleiten kann. Er trägt den Hund über den verschlammten Hof bis zum asphaltierten Sträßchen und marschiert durch Obersepplikofen, ohne einem Menschen zu begegnen. Connecticut ist halb so dicht bevölkert wie das Emmental. Und doch ist Fred hier einsamer, als er es dort war.

Gaudi kennt den Weg. Wenn ein Bauernhof in Sicht kommt, auf dem er einen befreundeten Wächterkollegen anzutreffen hofft, galoppiert er voraus. Oder er bleibt ein gutes Stück zurück, wenn er Mühe hat, aus dem Geruch eines beschnupperten Pfahls schlau zu werden. Fred braucht nicht auf seinen Freund aufzupassen. Wenn selten einmal ein Wagen das Tal hinauffährt, so sieht und hört man ihn von Weitem kommen.

Der Nebel um die Lauihöhe zerfällt. Einige Wattebäusche bleiben am Hang kleben. Auf dem Geländekamm kommen verschneite Tannen zum Vorschein. Fred denkt an die Wanderung mit seinen Eltern von Trubschachen

auf die Lauihöhe. Er war damals achtjährig. Es war eine der wenigen Wanderungen, auf die sein Vater mitgekommen war. *Dad* beharrte darauf, dass Ashy, der Hund, an der Leine blieb. *Mom* fand das absurd. Das führte dann zu einer Auseinandersetzung, die Fred noch heute unangenehm in Erinnerung ist. Das war so typisch, denkt Fred, Mutter, die Freiheitsliebende, Risikofreudige, Rebellische, und Dad, der Korrekte, Überkorrekte, Vorsichtige, um nicht zu sagen Ängstliche ... «Ashy ist läufig und bleibt an der Leine. Punkt!», hat Dad ausgerufen und den Hund, der eigentlich Mom gehörte, selbst geführt und an die kurze Leine genommen. «Sie ist schon seit zwei Tagen nicht mehr läufig», hat Mom widersprochen, dazu den Mund verzogen und den Kopf geschüttelt. «Die Empfänglichkeit dauert sechs Tage, das habe ich gelesen. Ich will keine Welpen, weder aufziehen noch umbringen. Und jetzt will ich Ruhe. Basta.» Dad war schon damals herrisch, unnachgiebig und ängstlich. «Menschen werden nicht ängstlich, weil sie Diktatoren sind, sondern Diktatoren, weil sie ängstlich sind», sagte Mom, um Dad zu entschuldigen, als sie sich elf Jahre später von ihm scheiden ließ. Fred ist sich bewusst, dass er eher der Mutter nachschlägt, der kämpfenden Tennisspielerin, der kreativ, unkonventionell, aber doch präzise kämpfenden Rebellin, die es bis auf Weltranglistenplatz siebzehn gebracht hatte. Dad ist ihm fremd geblieben. Seit Jahren hat er ihn nicht mehr gesehen.

Unvermittelt bläst Fred ein kalter Wind entgegen. Wenn ich das Fahrrad genommen hätte, denkt er, wäre es mög-

lich gewesen, mit Rückenwind fast ohne Anstrengung hinauf nach Obersepplikofen zurückzufahren. Windenergie ist etwas Faszinierendes, letztlich wie die Wasserenergie auch eine Form von Sonnenenergie. Mit diesem Wind, denkt Fred, könnte man das ganze Tal mit Strom versorgen, mit sauberem Strom. Er hat diese Vision der energetischen Selbstversorgung des Emmentals kürzlich auf einem Sonntagsspaziergang ausgebreitet. Da hat Shirley bloß entgegnet: «Nur wäre dann das Emmental nicht mehr das Emmental, wenn auf jeder Anhöhe eine Windturbine stünde.»

«Na hör mal», hat sich Fred entrüstet, «in Portugal warst du doch ganz entzückt von den Windmühlen.»

«Du warst ja gar nicht dabei.»

«Ich fliege nicht unnötig in der Weltgeschichte herum.»

«Das waren altherwürdige, weiß getünchte Türme mit weitem Blick über Land und Wasser, mit gezimmerten Windrädern und dunkelroten Leinensegeln, die wunderbar gegen das tiefblaue Meer kontrastierten. Alle diese Windmühlen stehen unter Heimatschutz, sind Weltkulturerbe. Das kann man gar nicht vergleichen mit den heutigen Hightechgeräten. Windenergieanlagen nach dem Muster von Ostdeutschland hätten mich auch in Portugal gestört.»

«Wird ein menschliches Bauwerk dadurch ästhetisch, dass es unter Heimatschutz steht? Die heutigen Windturbinen sehen doch viel eleganter aus als diese mittelalterlichen, langweiligen Türme. Ostdeutschland ist nur in deinem Kopf hässlich ...»

«Joe fand die Landschaft furchtbar verunstaltet ...»



«Joe, Joe, Joe! Es ist mir scheißegal, was Joe schön oder hässlich findet! Dass du dich aber von ihm hast beschwatzen lassen, nicht mitzukommen auf die Besichtigungsreise, das allerdings war mir nicht scheißegal!»

«Er hat mich nicht beschwatzt! Es war *meine* Entscheidung. Du bist ja nur eifersüchtig ...»

«Habe ich etwa Grund dazu?»

«Ich meine eifersüchtig auf die Arbeit, die Wanzenried ihm gegeben hat. Aber ich kann dir sagen, warum *er* und nicht *du* sie bekommen hat: Wenn *du* die Akzeptanz von Dachsolarzellen in der Berner Altstadt untersucht hättest, wären wohl alle befragten Personen mit der Verunstaltung der Dachlandschaft einverstanden gewesen ...»

«Unterstellst du mir Fälschung von Statistiken?»

«Nicht direkt. Aber Beeinflussung von Befragten.»

«Ist es etwa nicht erlaubt, Menschen vom Guten zu überzeugen?»

So etwa ist der Windturbinenstreit abgelaufen. Die Erinnerung daran schmerzt Fred. Ist er etwa unredlich? Ist er ein Fanatiker? Macht man nicht immer wieder den Umweltschützern den Vorwurf, sie seien selbst nicht bereit, das zu befolgen, was sie predigen? Es ist wieder diese seltsame einsame Wut, die ihm die Kehle zuschnürt. Dass Shirley sich geweigert hat, nach Ostdeutschland zu fahren, hat ihn verletzt. Dabei hätte die Windturbinenfirma die ganze Reise bezahlt. Shirley hat nur entgegnet, er sei inkonsequent; Windturbinen könne er auf der Firmenhomepage besichtigen; er solle mal ausrechnen, wie viel CO<sub>2</sub> pro Passagier auf dem Flug nach Hamburg....